

vielfach andere Richtlinien einzuhalten hat als ein Privatmann im täglichen Leben. Dieser handelt z. B. meist lobenswert, wenn er eine Beleidigung gelassen hinnimmt und verzeiht, während jener durch ähnliche Nachgiebigkeit das Interesse seines Landes schwer schädigen könnte und darum andere Gesichtspunkte im Auge behalten muß.

Unsere Auffassung von Natur- und Völkerrecht wirft nun auch Licht auf einen Einwand, der hier sehr nahe liegt. Hat nicht der deutsche Reichskanzler selber gestanden, daß wir unrecht taten, indem wir Belgiens Neutralität anstasteten? Ohne uns auf die geschichtlich-politische Seite des Vorganges einzulassen, wollen wir nur dartun, daß der Einwurf sachlich nicht schwer wiegt. Der Reichskanzler redete in der Sprache der heute tonangebenden Rechtsgelehrten, die kein Naturrecht anerkennen wollen und das Wort „Recht“ nur auf die von der menschlichen Autorität festgestellten Abmachungen und Normen anwenden. Solche Statuten und Normen gelten ihnen, sobald sie auf legitimem Wege erlassen sind, als geltendes Recht, unabhängig von allen etwa entgegenstehenden Pflichten und Bedenken des Gewissens oder des für sie nicht vorhandenen Naturrechts.

Nun ist nicht zu leugnen, daß Abmachungen über die Neutralität Belgiens bestanden. Nach der Lehre der modernen Rechtspositivisten haben solche Rechte solange bindende Kraft, bis sie abgeändert oder widerrufen sind, auch wenn das von jenen Juristen abgelehnte Naturrecht etwas anderes fordert. So konnte der Reichskanzler von einem Unrecht, einer Rechtsverletzung sprechen, obwohl er im selben Atemzuge das höhere Recht der Notwehr anrief. Es handelt sich also in dem vorliegenden Fall um einen Vorisfreit. Der Reichskanzler berief sich durchaus nicht auf das Recht der bloßen Gewalt, wollte vielmehr sagen, der geltende Vertrag auf der einen Seite und die vaterländische Pflicht der Notwehr bringe einen Konflikt der Pflichten hervor, in dem er das geringere Übel, eine Rechtsverletzung, wählen müsse, um ein schwereres, Verrat am Vaterland, abzuwenden.

Nach unserer katholischen Sittenlehre gibt es wohl Gewissenskonflikte, die infolge mangelnder Einsicht und unlösbarer Zweifel entstehen, aber keinen Widerstreit der Pflichten im objektiven Sinne. Die Tatsache der äußersten Not (*extrema necessitas*) vorausgesetzt, hätte also ein Staatsmann der „naturrechtlich-christlichen Schule“ lieber gesagt: Der Vertrag ist zwar regelrecht geschlossen, aber über dem Recht dieses zufälligen Vertrags steht das natürliche, in den Sternen geschriebene Recht der Selbsterhaltung und Selbstverteidigung, auf das ich selbst dann nicht verzichten darf, wenn einem Unbeteiligten durch meine Abwehr Gefahr oder Schaden entsteht. So wenigstens hat das deutsche Volk die Lage aufgefaßt, und von welch unberechenbarer Tragweite dieses Bewußtsein war, hat der Gang der Ereignisse bewiesen.

Matthias Reichmann S. J.

Ein Friedensdokument.

Der große Kampf, den das deutsche Volk um seine Existenz führt, hat ihm den inneren Frieden gebracht; ein Friedensbild von geradezu traumhafter Schönheit, wie es seit Jahrhunderten in Deutschland nicht mehr gesehen wurde, ist

vor unsern Augen emporgestiegen und in seinen wesentlichen Zügen Wirklichkeit geworden. Der Haß der Parteien und Konfessionen ist eingedämmt worden, und selbst in der Tagespresse ist unter der Einwirkung des militärischen Machtgebotes die altgewohnte Parteileidenenschaft und Gehässigkeit bedeutend ermäßigt. Daß dieser Friede Bestand haben möchte, auch nach dem Kriege, und völlig ausgebaut werde, das muß der sehnlichste Wunsch aller sein, die unser Volk und Land lieb haben. Und dieser Wunsch ist — trotz aller pessimistischen Vorzeichen und Vorhersagungen — nicht ganz hoffnungslos.

Eines der erfreulichsten und schönsten Friedensworte in dieser Beziehung ist soeben von der protestantisch-gläubigen Seite gesprochen worden. In der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“, die von W. Engelhardt in München in Verbindung mit Dr Th. v. Zahn, Dr H. von Bezzel u. a. herausgegeben wird, erschien in der Februar-Nummer dieses Jahres (26. Jahrg., 2. Heft) an leitender Stelle ein Artikel aus der Feder des Prof. Dankmann in Greifswald: „Welche Aufgaben erwachsen der Theologie in Folge des Krieges?“ Unter den drei neuen Aufgaben, die dort der protestantischen Theologie vorgelegt werden, erscheint an zweiter Stelle die Forderung, ihre „Stellung zur katholischen Theologie einer gründlichen Revision“ zu unterziehen. Die Ausführungen gehen aber weit über den Rahmen einer theologischen Frage hinaus, sie sind zum Teil nichts weniger als der Entwurf eines Friedensprogramms für die künftige Stellung der beiden Konfessionen zueinander.

Die Auffassungen des Prof. Dankmann stehen naturgemäß auf protestantischem Standpunkt, und es wäre nicht taktvoll, an diesem Ort und zu dieser Stunde mit ihm darüber zu rechten. Einige Wendungen und Ausdrücke ermangeln auch der Genauigkeit und Unmißverständlichkeit, die einem von beiden Seiten anerkannten Friedensprogramm eigen sein müßte. So z. B. ist die viel berufene „gemeinsame christliche Grundlage“ doch nicht eindeutig genug, um ohne weiteres als Ausgangspunkt dienen zu können.

Aber womit wir auf katholischer Seite freudig und von ganzem Herzen uns einverstanden erklären müssen, das ist der in Prof. Dankmanns Aufsatz sich offenbarende ehrliche Wille zur praktischen Toleranz, zu gegenseitigem Verständnis, zu „gemeinsamer Arbeit bei sonst getrennter Methode“, zur „Erreichung gemeinsamer religiöser Volkserziehung bei sonst klar getrennter Anwendung der Mittel“. In diesem Sinne erscheinen diese Ausführungen so beherzigenswert, hüben wie drüben, daß sie in weitere Kreise getragen werden sollten; sie sollen hier ungekürzt folgen:

„Eine weitere Aufgabe, die aus den durch den Krieg bedingten veränderten Verhältnissen erwachsen wird, erscheint mit in einer gründlichen Revision unserer Stellung zur katholischen Theologie zu liegen. Die absolute Abgeschlossenheit, die bis dahin beide gegeneinander beobachteten, die protestantische übrigens viel mehr als die katholische, die aufmerksam die Bewegungen im Nachbarlager verfolgte, wird nicht mehr aufrecht zu halten sein. Stehen wir nicht überhaupt während dieses Krieges vor der ersten und einzigartigen Erscheinung eines gemeinsamen Kampfes wider einen Ring gemeinsamer Feinde? Noch nie, seit Luthers Auftreten, haben

beide Konfessionen berart zusammengestanden als heute, wo die katholische Konfession übrigens an Zahl die überlegene ist. Es ist anzunehmen, daß in der Habsburgischen Monarchie der Protestantismus eine seiner Bedeutung würdigere Stellung erhält, wie, daß im überwiegend protestantischen Deutschland der Katholizismus zu voller Gleichberechtigung gelangen wird. Politisch wird sich das Verhältnis beider Konfessionen zweifellos ändern; kulturkämpferische Neigungen wird der Protestantismus gewiß nicht mehr verspüren, und der Versuchung zu verletzender Intoleranz wird der Katholizismus in manchen seiner Heißsporne fortan doch widerstehen lernen müssen. Der gegenwärtige Krieg, welcher die Revolutionen Europas seit der Napoleonischen Ära zu Ende bringen wird, beendet in eigentümlicher Weise auch den konfessionellen Zwist, in dem Sinne nämlich, daß wir es als Gottes Führung mit unserem Volke anerkennen müssen, daß dieser Zwist fortan nicht mehr eine entscheidende Rolle spielen kann und darf, sondern daß diese beiden Konfessionen aufeinander angewiesen sein sollen in einem Vaterland. Wenn wir uns vor Ausbruch des Krieges wohl noch vielfach sträubten, diese Einsicht uns anzueignen, wenn wir in Rom' den eigentlichen und schlimmsten Feind deutschen Wesens erblickten, so ist es nun freilich an der Zeit, an diesem Punkt umzulernen. Wir würden gegen den weltgeschichtlichen Arm Gottes uns auflehnen, wenn wir nach wie vor uns irgend welcher Verachtung, Geringschätzung oder politischen Verhöhnung schuldig machten. Das gilt selbstverständlich von beiden Seiten oder Teilen. Nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges mochte es immer noch scheinen, als brächte die Zukunft noch einmal die Entscheidung über den Religionskampf zwischen Rom und Wittenberg. Die neue politische Konstellation, die eine rein nationale geworden ist und die nun ihre Krisis erlebt, belehrt auch den Blinden, daß die Ära der konfessionellen Politik ein für allemal vorbei ist. Dann aber soll sie auch von der Bildfläche der inneren Politik nach Möglichkeit verschwinden; es soll alle, die noch wirklich teilnehmen an den ererbten religiösen Gegensätzen, das Bewußtsein durchbringen, daß sie diese Interessen rein untereinander abzumachen haben werden und nicht unter Anrufung politischer und parlamentarischer Instanzen und Mittel.

Sollten wir uns also, uns allein als bestellte Wächter deutscher Frömmigkeit aufzuwerfen, wobei wir 'römische' Frömmigkeit verächtlich als undeutsch brandmarken. Das ist sehr oft geschehen und hat furchtbar erbittert. Es kann auch keine Rede mehr davon sein, daß die siegreichen Zentralmächte siegreich durch den „protestantischen“ Geist geworden seien. Man mochte das noch nach dem deutsch-französischen Kriege behaupten und Glauben damit finden; nach dem gegenwärtigen Krieg wird man das unmöglich sagen können. Man vergesse auf protestantischer Seite doch nicht, daß es nur kleinere Kreise des 'Fortschritts' im besondern Sinne sind, die sich ihrer kulturellen Überlegenheit gern rühmen, wobei sie sich sogar ohne Widerstreben mit ausgesprochen antireligiösen Kreisen zusammenfinden, die dann als die letzte Blüte des Protestantismus dastehen! Orthodoxer Protestantismus hat wenig Veranlassung, gegenüber dem Katholizismus sich mit seiner größeren kulturellen Überlegenheit zu brüsten. Liberaler Protestantismus aber wird in diesem Falle sich überhaupt nicht auf religiöse Motive berufen können, sondern lediglich auf solche, die abseits von aller Religion liegen. Das heißt dann, daß die beiden Konfessionen an sich beide gleichmäßig indifferent dastehen gegenüber aller Kultur. Nur die Entbindung freier Kulturkräfte wird der Protestantismus eher für sich in Anspruch nehmen können; es ist aber nicht einzusehen, warum das der Katholizismus nicht auch immer mehr lernen wird.

Auf jeden Fall wird der Krieg das Antlitz des religiösen Antagonismus wesentlich verändern. Beide Teile werden mit neuem Mut und Glauben an die Möglichkeit gemeinsamer Arbeit bei sonst getrennter Methode, an die Erreichung gemeinsamer religiöser Volkserziehung bei sonst klar getrennter Anwendung der Mittel ans Werk gehen; ob sie weit kommen, ob nicht im Lauf der Zeit immer wieder Enttäuschungen kommen werden, mag die Zukunft lehren. Sie wird aber auch mit immer erhöhtem Druck die Gemeinsamkeit der Arbeit an Stelle der Zersplitterung der Kräfte und gar der gegenseitigen Aufreibung im Streit in Erinnerung bringen.

Für die Theologie aber des Protestantismus folgt gewißlich eine andere Frontstellung, als die bisher geübte, die in gänzlicher Nichtachtung bestand. Gott weist der protestantischen Theologie durch die geschichtliche Führung den Weg ihrer abermaligen Befruchtung durch Auseinandersetzung mit der ursprünglichen Mutterkirche. Die letzten Jahrzehnte haben uns bereits die Erkenntnis reifen lassen, daß tatsächlich der Gegensatz Luthers gegen die Kirche des Mittelalters nicht von Haus aus der Gegensatz gegen das legitimierte und kirchlich approbierte System des Thomas gewesen ist, sondern der einseitige Gegensatz gegen einseitige Verzerrungen des katholischen Prinzips im Nominalismus. Die Forschung über die Entwicklung Luthers hat auf beiden Seiten das Zugeständnis erzeugt, daß Luther in erster Linie Antinominalist war, und daß er erst von hier aus — ohne indes sich bewußt mit Thomas auseinanderzusetzen! — zu einem allgemeinen katholischen Gegensatz gelangte. Dabei aber blieb im Schoß der neuen Theologie des Wittenberger Mönches so vieles noch ungeklärt und unerledigt, woran die Folgezeit bis zur Gegenwart zu arbeiten gehabt hat, daß wir Protestanten keineswegs eine eindeutige und abgeklärte Stellung gegenüber dem Katholizismus eingenommen haben. Am ehesten erscheint noch das Prinzip der Individualität als das Grundprinzip des Protestantismus; aber mit diesem Prinzip läßt sich doch keine Kirche bauen! Man sieht, wir haben im eigenen Lager überaus viel noch aufzubauen und hinwegzuräumen, so daß uns die Geringschätzung der katholischen Theologie gar nicht wohl ansteht. Schließlich sollte es für einen gläubigen — das Wort ohne Gänsefüßchen — Protestanten doch sich von selbst verstehen, daß er von der Auseinandersetzung mit der katholischen Theologie mehr Anregung und Förderung haben wird als von derjenigen mit einer religionslosen Weltanschauung, mit der wir uns seit Kant ein Jahrhundert lang herumschlagen, ohne weiter zu kommen. Was Religion ist, was die Eigenart christlicher Religion ist, kann uns der Seitenblick auf die Kirche Roms immer noch besser sagen als der Seitenblick auf die „Moderne“, der allgemach zur faszinierten Anschauung geworden ist. Und was ist eigentlich dabei herausgekommen? Mich will dünken, daß, wenn unsere Studenten auch einmal katholische Lehr- und Erbauungsbücher studierten, sie dabei mehr profitierten, als wenn sie ihr bißchen Sektäre beschränkten auf das Raisonnement moderner Tagespropheten in Theologie und Philosophie! Die absolute Ignorierung aber jeglicher katholischen Literatur rächt sich dadurch, daß wir so leicht gewonnen werden, gegen einen Gegner uns zu erhitzen, den wir gar nicht kennen! Oder fühlen wir uns so schwach, daß wir diesem Gegner nicht ins Auge schauen mögen, sondern immer nur die Augen vor ihm verschließen? Jedenfalls kann man wohl beobachten, daß die Ahnungslosigkeit gegenüber aller katholischen Theologie Hand in Hand geht mit dem Eifer ihrer Bekämpfung. Kurz: ich glaube, daß die deutsch-protestantische Theologie der Zukunft mehr konfessionell-polemisch (das Wort „polemisch“ hier natürlich nicht im ethischen Sinne, sondern im rein enzyklopädischen, wie es etwa Schleiermacher in seiner kurzen Darstellung gebraucht,

wo es fast identisch ist mit „konfessionell“) im besten Sinne des Wortes sein wird, wodurch sie sich selbst am besten stärken wird in der Erfassung ihrer Eigenart, die nun einmal „antirömisch“ ist, aber auf gemeinsamer christlicher Grundlage.“¹

P. Rippert S. J.

Zu Martin Deutingers hundertstem Geburtstag.

Im Kirchenlexikon von Weber und Welte schließt der Münchener Universitätsprofessor Geheimrat Aloys von Schmid seine Darlegung der philosophisch-theologischen Anschauungen Martin Deutingers mit hoher Anerkennung für die reichen Geistesgaben des Denkers, Schriftstellers und Lehrers. Allerdings habe Deutinger im Gegensatz zu den rationalistischen Strömungen seiner Zeit die Notwendigkeit der Offenbarung und im Gegensatz zur wiederauflebenden Scholastik die natürliche Erkennbarkeit des Glaubensinhaltes überschätzt. Von seinen Urteilen über die Scholastik lasse sich nur sagen, daß sie ihr „durchaus nicht gerecht werden“. Hier „wie anderwärts“ fehle ihm das geschichtliche Verständnis. Dagegen sei es „eines seiner Hauptverdienste“, daß er gegenüber dem Materialismus und dem Pantheismus „stets für die Persönlichkeit und schöpferische Freiheit des Absoluten mit Begeisterung eingetreten“ sei.

Auf Deutingers hervorragende Stellung in der Geschichte der Ästhetik geht Aloys Schmid nicht ein. Zwar hatte schon dreißig Jahre früher F. Th. Vischer Deutingers tiefe Erfassung der Malerei gerühmt, aber sonst waren seine eigenartigen und weitausschauenden Gedanken über die Kunst außerhalb eines engeren Kreises bewundernder Freunde noch wenig beachtet worden. Widrige Zeitverhältnisse hatten den jungen Münchener Professor aus einer glänzenden Laufbahn gerissen, und noch nicht 50 Jahre alt war er am 9. September 1864 in Pfäfers gestorben. Die in den „Grundlinien einer positiven Philosophie“ enthaltene zweibändige Ästhetik (1845 und 1846), die Odeonvorlesungen „Über das Verhältnis der Poesie zur Religion“ (1861) und zahlreiche kleinere Arbeiten

¹ Der gleiche Geist des Friedens spricht aus den Worten, mit denen Oberkonfiskationspräsident Hermann von Bezzel in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ (Nr 9 vom 26. Februar 1915) die Aufgaben des Katholizismus im neuen Deutschland darlegt: „Zwar der Katholizismus hat nichts zu fürchten. Nicht nur empfängt er unter allen Umständen numerische Stärkung von Osten und Westen, die er dann mit den an den Quellen der Reformation erneuten Kräften verinnerlichen kann. Denn das sagt der Pariser Kardinal Amette jetzt ebenso, wie es vor 44 Jahren der Bischof Felix Dupanloup von Orleans rühmte, daß der deutsche Katholizismus am tiefsten Andacht und Gottesfurcht pflege und am ernstesten die Heiligkeit treibe. Welche Mission wird dann dem Katholizismus erwachsen, wenn er deutsch gewordene Volksteile äußerlich sich angliedern, innerlich mit dem deutschen Wesen durch Vertiefung des Glaubens verschmelzen soll! Und der Schutz für seine Missionen, den in der Denkschrift vom 30. August 1914 elf Vertreter der deutschen und österreichischen Missionsorden angerufen haben, wird reichlich gewährt werden. Der Jesuitenorden aber, der „mit heiligem Ernste“ unschöne und feindliche Äußerungen englischer Mitglieder der Societas Jesu zurückgewiesen hat, soll in Deutschland den Dank erhalten, den er für sein kampfbereites, dienstfertiges und selbstverleugnendes Wirken verdient hat.“